

## **Ausgleich als Basis für Verständigung und Versöhnung, für friedliche Koexistenz**

**Wie man mit Konfliktsituationen und konfliktiven Themen in der Geschichtsschreibung und in der Erinnerungskultur umgehen kann und sollte, um zu einem fruchtbaren und gelingenden Miteinander in der Nachbarschaft zu kommen, war die Leitfrage eines Symposiums am 7. April 2019 in Bad Niedernau, ausgerichtet von der Arbeitsgemeinschaft Katholischer Vertriebenenorganisationen (AKVO) in Stuttgart.**

Deren Geschäftsführer Prof. Dr. *Rainer Bendel*, zugleich Organisator und Leiter der Veranstaltung, wies einleitend auf die Verbindung des Tagungsortes nach Südosteuropa hin. Nach 1964 wurde der Kurbetrieb und das Sanatorium von der aus der Batschka stammenden Kongregation der Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau übernommen. Sie waren 1955 aus der Batschka in die BRD gekommen, gaben Kurse für Spätaussiedler und pflegten engen Kontakt mit ihrer früheren Heimat Jugoslawien. Bad Niedernau wurde zu einem geistlichen Zentrum für die Vertriebenen aus der Batschka, die dort 1979 eine Kapelle bauten und jährlich mit dem St. Gerhardswerk eine donauschwäbische Gelöbniswallfahrt abhalten. In einem Teil des Gebäudekomplexes ist seit 2009 die homöopathische Emil-Schlegel-Klinik untergebracht. Das Erbe der Schwestern wurde in eine Stiftung überführt. Eine Bibliothek des Instituts für Kirchen- und Kulturgeschichte aus Ost- und Mitteleuropa und ein Doku-Zentrum sollen entstehen, das als Schauarchiv dient und in dem Studenten arbeiten und vor Ort übernachten können. Schon jetzt gibt es Sprachkurse für Schüler aus Prag, Brünn und Rumänien.

Es gehe, unterstrich Bendel, um die Arbeit an der gemeinsamen Kultur und Geschichte. Wie für die Vertriebenen von Beginn an sollte Europa die Orientierung sein, doch wie es aussehen kann, ob das Sacrum Imperium des christlichen Mittelalters oder die Habsburger-Monarchie mit ihrem ausgleichenden Ordnungsmodell als Vielvölkerreich zum Vorbild dienen soll, bleibe fraglich. Zu suchen jedenfalls sei der Ausgleich in historischer Perspektive. „Wie kann es gelingen, die Konflikte so zu beschreiben, dass die Partner im Gespräch bleiben?“

*Jiri Nemeč*, Historiker und Pädagoge von der Brünner Masaryk-Universität, stellte die Frage, ob der Mährische Ausgleich als Modell für Konfliktlösung auf politischer Ebene dienen kann. Im Jahr 1905 gelang es, einen Kompromiss zu formulieren, der eine beispielhafte Lösung der nationalen Verteilungskämpfe darstellte. Man einigte sich auf eine neue Ordnung, vor allem bezüglich der politischen Vertretung im Landtag. Die Gemeinden bekamen eine begrenzte Freiheit, ihre Sprache selbst zu wählen. Gleich eingangs stellte der Referent fest, ein echter Ausgleich habe sich angesichts der Komplexität der Frage als Illusion enthüllt. Die Historiker hätten nicht so sehr auf die Möglichkeiten, sondern vielmehr auf die Grenzen des Ausgleichs verwiesen. Während die deutschen Mährer einen Teil ihrer Macht abgaben, hätten sich die tschechischen auf Zeit damit zufrieden gegeben. Doch stellte sich das Erreichte lediglich als ein politisches Durchgangsstadium heraus, das die Tschechen als Beginn eines ihnen vorteilhaften Prozesses verstanden. Heute existieren sogar zwei verschiedenartige Erinnerungen daran. Während der Ausgleich in tschechischen Zeitungen kaum Erwähnung fand, sei er in deutschen wesentlich präsenter gewesen. Erst am Ende der Republik 1937/38 erschienen plötzlich auch in tschechischen Blättern positive Stellungnahmen, jedoch bereits zu spät, weil die sudetendeutsche Partei den Vorstoß bei veränderter politischer Konstellation verwarf. Der Ausgleich sei aber später zum Muster für die Gesetze der neuen Republik geworden. Eine Parallele zwischen 1905 und 1938 sei die Notwendigkeit des Drucks von außen gewesen, zuerst dem von der Straße, dann dem von der Gefahr des Separatismus Richtung Nazi-Deutschland.

*Jaroslav Šebek* von der Prager Akademie der Wissenschaften beschäftigte sich mit der Problematik der deutsch-tschechischen Aussöhnung aus der Perspektive der tschechoslowakischen Bischöfe nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Aufforderung in einem Brief von Papst Pius XII. im August 1945, bei der Abrechnung mit den Feinden nicht die „Grenzen von Recht und Gerechtigkeit“ zu überschreiten und mit den Schuldigen nicht auch Unschuldige zu bestrafen, ging wenige Monate später in einen Hirtenbrief des tschechoslowakischen Episkopats ein mit Bezug auf die laufenden Abschiebungen und der Ablehnung des Prinzips der Kollektivschuld. Auf der einen Seite habe die tschechische katholische Kirche offiziell nicht allzu stark das ethisch Problematische der Vertreibung der Deutschen betont, auf der anderen den dadurch eingetretenen Schwund an Seelsorgern durch die Rückholung bereits ausgewiesener Priester abmildern wollen. In einigen Grenzregionen geriet die katholische Kirche erstmals in eine Diasporastellung. Als Erzbischof Josef Beran im Dezember 1946 sein Amt antrat, bemühte er sich, gegen die verbrecherische Willkür der selbsternannten Vollstrecker der sog. Beneš-Dekrete zu kämpfen und bekannte sich im September 1948 mutig in chauvinistischer Zeit zur Vergebung für die Deutschen. In kommunistischer Zeit konnte der deutsch-tschechische Dialog nur im Exils diskutiert werden. Seine Pioniere waren die Vereinigung „Opus bonum“ und die Ackermann-Gemeinde. Nach der Wende 1989 kam es zur Annäherung durch gegenseitige Bitten um Vergebung, beginnend 1990 mit Bahn brechenden Worten von Staatspräsident Václav Havel und Kardinal František Tomášek über Hirtenbriefe der Bischofskonferenzen bis hin zu einem breiten Feld verschiedener grenzüberschreitender Bürgerinitiativen und Treffen breiter Gläubigenkreise auf institutioneller und individueller Ebene, die Wunden zu heilen, Friedhöfe und Kirchen zu renovieren und eine neue, höhere Einheit auf europäischer Ebene zu schaffen suchen.

*Harald Roth*, Referent am Deutschen Kulturforum östliches Europa mit Sitz in Potsdam, berichtete aus der Praxis seiner Institution für Kultur- und Bildungsvermittlung, deren Gründung im Jahr 2000 vom ersten Kulturstaatsminister des Bundes veranlasst wurde, und zwar eben aus unterschiedlichen Auffassungen über Erinnerungskultur heraus. Der 1953 ins des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetz eingefügte, erstaunlich weitsichtige Paragraph 96 zur Bewahrung des „Kulturguts der deutschen Vertreibungsgebiete im Bewusstsein der Vertriebenen und Flüchtlinge, des gesamten deutschen Volkes und des Auslandes“ habe seine Aufgabe nur sehr bedingt erfüllen können, weil die Vertriebenen zunehmend stigmatisiert wurden, zu selbstbezogen agierten, der zeitliche Abstand ein aktives Erinnern abnehmen ließ und eine Entfremdung der sich wandelnden bundesdeutschen Gesellschaft von jenem Teil Europas eintrat, der hinter dem Eisernen Vorhang lag. Um die wichtige Funktion des Brückenbaus in die östlichen Nachbarländer zu stärken, habe Paragraph 96 eine neue Qualität erhalten, den Landsmannschaften wurde die Förderung entzogen, während etwa das neu geschaffene Deutsche Kulturforum östliches Europa von Anbeginn die Aufgabe hatte, breit, niederschwellig und populärwissenschaftlich zu wirken, alle nur denkbaren Zielgruppen in den Blick zu nehmen und vor allem in die deutsche und ostmitteleuropäische Öffentlichkeit auszustrahlen, um – rein auf kulturelle Themen ausgerichtet – mit der Erinnerung an die verbindende kulturelle Vergangenheit neue Chancen für einen nachhaltigen Dialog zu eröffnen. Roth zeigte einigen Beispielen von den Böhmisches Ländern über Ostpreußen bis nach Ungarn und Slowenien, wie unterschiedlich die Erfahrungen des Kulturforums mit Erinnerungskulturen sind, dass aber durch das zunehmend kundige und unbefangene Interesse der nachwachsenden Bewohner dieser Länder eine „wohlbegründete Hoffnung“ bestehe.

*Anja Vogelmann*, Doktorandin am Institut für Pharmazeutische Wissenschaften an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, brachte den Teilnehmern in Wort und Bild neue Erkenntnisse der Epigenetik näher, nach denen es als erwiesen gelten kann, dass unser geschichtliches Gedächtnis nicht nur im Gehirn zu suchen ist, sondern auch in Proteine übersetzt und ins Epigenom als zusätzlich zum Genom existierende Information eingetragen wird. Wie haben also nicht nur Erinnerungen, sondern bestehen auch aus solchen. Demnach

gebe es vererbare Veränderungen in der Genexpression ohne Veränderungen in der DNA-Sequenz. Zur Veranschaulichung könne man sich die DNA als Buch mit Texten vorstellen, wobei drei unterschiedliche epigenetische Mechanismen Lesezeichen und Register wären. Zum Anfügen, Entfernen und Erkennen epigenetischer Marker gebe es drei verschiedene Gruppen von Enzymen. Bei Versuchen mit Ratten sei die mütterliche Fürsorge als ausschlaggebend für die Speicherung erwiesen worden. Auch posttraumatische Belastungsstörungen beim Menschen, die mit psychischen und psychosomatischen Symptomen einhergehen, lassen sich durch epigenetische Mechanismen erklären. Vermutlich werde das Angst- und Emotionszentrum im Gehirn sozusagen umprogrammiert. So können auch traumatische Ereignisse in der Schwangerschaft den Fötus verändern und das Krankheitsrisiko nach der Geburt erhöhen. Wenn auch noch nicht ausreichend durch Daten gesichert, scheint es doch evident, dass ein Trauma transgenerational weitergegeben werden kann, jedoch sei diese Speicherung keineswegs endgültig, sondern etwa durch Psychotherapie und Bewegung reversibel. Epigenetische Mechanismen seien an der Pathologie zahlreicher Erkrankungen beteiligt, so an Krebs, Diabetes, neurologischen Störungen und Immun-Defekten. Zuletzt ging die Referentin auf die Entwicklung von Arzneien sowie die Forschungsschwerpunkte in Freiburg ein.

Drei 85jährige Jubilare, die sich große Verdienste um die Versöhnung zwischen Tschechen und Deutschen auf der Grundlage unabhängiger Geschichtsforschung erwarben und zu deren Ehren das Symposium stattfand, sprachen anschließend über ihr Leben, ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre und ihre akademische Laufbahn, die bei allen dreien gleichzeitig begann.

Prof. Dr. *Franz Machilek* war langjähriger Leiter des Staatsarchivs Bamberg und Honorarprofessor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Bamberg. Einer seiner Forschungsschwerpunkte galt der böhmischen und mährischen Landesgeschichte. In seinen unzähligen Veröffentlichungen zu deutsch-tschechischen Themen war er stets bemüht, Vorurteile abzubauen und Versöhnung zu stiften. Seine mährische Heimatstadt Auspitz (Hustopece) verlieh ihm dafür 2010 die Ehrenbürgerwürde. Über den Reformator Jan Hus, der ihn sein Leben lang begleitete, will Machilek demnächst ein Buch vorlegen.

Prof. Dr. *Horst Glassl*, in der böhmischen Gemeinde Silberbach geboren, wurde 1965 bei Georg Stadtmüller an der Ludwig-Maximilians-Universität München mit der Dissertation „Der Mährische Ausgleich“ promoviert. Als Nachfolger seines Lehrers forschte und veröffentlichte Glassl vor allem zur Geschichte der Habsburgermonarchie. Er war Schriftleiter und Mitherausgeber mehrerer Fachzeitschriften, Stellvertretender Vorsitzender des Kuratoriums des Osteuropa-Instituts München und Vorsitzender des Hauses der Begegnung daselbst. Glassl ist Träger der Gedenkplakette Pro Cultura Hungarica (2002) und der Goldenen Ehrennadel der Ackermann-Gemeinde (2009).

Dr. *Otfried Pustejovsky* erlebte mit zwölf Jahren die Vertreibung aus seiner Heimatstadt Mährisch Ostrau. Das traumatische Erlebnis hinderte ihn aber nicht daran, bereits in den 1950er Jahren wieder Kontakt mit seiner alten Heimat, vor allem zu dortigen Historikern aufzunehmen. Er wandte sich der ost- und südosteuropäischen Geschichte zu, promovierte in München und schrieb vor allem über den Prager Frühling, den christlichen Widerstand gegen die NS-Herrschaft, das Potsdamer Abkommen, das Massaker von Aussig und viele andere Themen der tschechischen Geschichte. Zusammen mit Marek Nekula war Pustejovsky 2011 Träger des Kunstpreises der deutsch-tschechischen Verständigung.

Ein Kammerkonzert des Malinconia-Ensembles Stuttgart verlieh der Würdigung noch die angemessene Festlichkeit. Die Musiker hatten ein Programm erarbeitet, das dem Tagungsthema entsprach und der nach Osten ausgerichteten Fragestellung nachkam. *Lucian Klein* (1. Violine), *Olga Perelman* (2. Violine), *Gabriele Fiedler-Breuch* (Viola) und *Helmut Scheunchen* (Violoncello und Leitung) brachten auf höchstem interpretatorischen Niveau drei wenig bekannte Komponisten zum Erklingen, die im Osten Europas ihre Wurzeln haben oder

dort wirkten: den Kurländischen Kapellmeister zu Mitau Johann Fischer (\* 1646 Augsburg, † 1716 o. 1717 Schwedt/Oder) mit einer fünfsätzigen Tafelmusik, Adolf Friedrich Hesse (\* 1809 Breslau, † 1863 ebd.) mit dem Streichquartett Nr. 1 d-moll op. 23 und Nicolai von Wilm (\* 1834 Riga, † 1911 Wiesbaden) mit dem Streichquartett c-moll op. 4.

Mit einer von Prof. *Joachim Köhler* zelebrierten Heiligen Messe für Frieden und Versöhnung fand das Symposium seinen Abschluss. Der bekannte, aus Niederschlesien stammende Tübinger Theologieprofessor (\* 1935 Waldenburg) unterschied in seiner Predigt zwischen der Geschichtlichkeit menschlicher Existenz auf der einen Seite und der dazu gehörenden Notwendigkeit, die Last der Erinnerung zu tragen um der Identitätsbildung und Verständigung mit anderen willen, und auf der anderen Seite der Zukunftszugewandtheit um des Heiles willen, die alles Vergangene wertlos macht, wie der Apostel Paulus dies in seinem Brief an die Philipper zum Ausdruck bringt. Nicht selten im Verlauf der Kirchengeschichte werden die historischen Ereignisse zurückgedrängt und an ihre Stelle zweckdienliche religiöse Deutungen gesetzt, so etwa 1854, als das Dogma von der unbefleckten Empfängnis verkündet wurde, um ein Zeichen gegen Aufklärung und Rationalismus zu setzen. Die Missachtung des tatsächlich Geschehenen lasse sich bis in die Gegenwart verfolgen wenn beispielsweise Frauen in der katholischen Kirche von Führungsämtern und vom Priestertum ausgeschlossen werden. Dies sei eine Diskriminierung der Frau und Missachtung der gesellschaftlichen Wirklichkeit allein aus dogmatischen Gründen. Mit Blick aufs Evangelium fragte Köhler nach Jesu Einstellung zur Geschichte. Eine auf frischer Tat ertappte Ehebrecherin wollen Vertreter der jüdischen Religionsgesetze steinigen. Jesus nimmt keine Stellung zum Vergehen der Frau und verurteilt sie nicht, sondern sagt nur: Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Jesus nehme die Frau an, wie sie ist, und gebe ihr deshalb ihre Frauenwürde zurück, die ihr die Vertreter der Religion und die repressive Gesellschaft genommen haben. Somit sei er näher an der menschlichen Wirklichkeit, wie er sie freundschaftlich auch gegenüber seinen Jüngerinnen und Jüngern täglich pflegte. Historiker und Exegeten hätten herausgefunden, dass es sprachlich im Umfeld von Jesus das Wort Gehorsam gar nicht gab. Im Freundeskreis gab es dementsprechend keine Abhängigkeiten. Köhlers Fazit: Jesus gibt den Menschen eine neue Sicht, einen neuen Sinn des Lebens, befreit sie von den Zwängen der Religion und der Gesellschaft. Denn Freundschaft sei nur in Freiheit und Selbständigkeit möglich. Wenn wir heute Jesus nachfolgen wollen, müssen wir – so Köhler undogmatisch – die Wirklichkeit und die Menschen wahrnehmen und ihnen die Rechte einräumen, die ein gedeihliches Miteinander garantieren. Deshalb brauche es Historiker wie die bei diesem Symposium geehrten. Es sei wichtig, ihnen auch in der Eucharistie zu danken.

*Stefan P. Teppert*

**Fotos:**



**Prof. Dr. Rainer Bendel**



**doc. PhDr. Jiří Němec, Ph.D.**



**doc. Mgr. Jaroslav Šebek, Ph. D.**



**Dr. Harald Roth**



**Anja Vogelmann**



**Prof. Dr. Horst Glassl, Prof. Dr. Franz Machilek, Dr. Otfried Pustejovsky**



**Malinconia-Ensembles Stuttgart**



**Publikum**



**die Teilnehmer der Veranstaltung**